

Nach dem Ende

(Post-)Apokalyptische Reflexionen vom „Ground Zero“

Daniel Franklin Pilario

I. Am „Ground Zero“

Am 8. November 2013 erfasste der Taifun *Haiyan*, auf den Philippinen *Yolanda* genannt, die Visayas-Inseln auf der Seite des Pazifischen Ozeans und tötete mindestens 6166 Menschen, während 28.626 verletzt wurden und 1785 als vermisst gemeldet wurden. 3,9 Millionen verloren ihre Wohnung; die meisten von ihnen leben jetzt in Evakuierungszentren und Notunterkünften.¹ Das psychisch-emotionale Trauma lässt sich indessen nicht in Zahlen ausdrücken. Die Nachrichtenagenturen und sozialen Netzwerke beschrieben *Haiyan* als „apokalyptischen Super-Taifun“, „Monstersturm“, „Yolanda-Katastrophe“, „Ende der Welt“ von einem Ausmaß, wie es die Welt in ihrer jüngeren Geschichte noch nicht gesehen hat. Doch schon am Tag eins nach der „Apokalypse“, während manche noch nach ihren Toten suchten oder mit Nahrungssuche beschäftigt waren, gingen andere daran, aufzuräumen und das Leben wieder in geordnete Bahnen zu bringen. Aufgefundene Holzklötze wurden als Pfosten errichtet, ein beschädigtes Blechdach kam wieder an seinen Platz, eine zerfledderte Flagge wurde wie als trotzige Geste erneut gehisst. Das Leben geht weiter – auch nach dem „Ende der Welt“.

Es war nicht das erste Mal, dass diese Inseln von „apokalyptischen Stürmen“ heimgesucht wurden. Die Philippinen erleben jedes Jahr acht bis neun Taifune. Eine australische Zeitung vom 12. Januar 1898 hatte als Schlagzeile: „Taifun und Flutwelle auf den Philippinen – 7000 Tote“. Das schwere Unglück vom 12. Oktober im Jahr davor zerstörte dieselbe Stadt, Tacloban, bis auf die Grundfesten: 6000 Einheimische und 400 Europäer verloren ihr Leben. Das Meerwasser gelangte eine Meile weit ins Land hinein, das Gefängnis lag in Ruinen, und die Insassen entflohen. „Tausende Einheimische durchstreifen die verwüstete Provinz auf der Suche nach Lebensmitteln und medizinischer Betreuung. In vielen Fällen sind die Leichen verstümmelt, als seien sie in einer Schlacht gefallen, mit dem Ausdruck schwerster Qualen im Gesicht.“ Die Geschichte wiederholte sich. Vierzehn Jahre später (1912) berichtete der *Washington Herald* von einem weiteren verheerenden Taifun, der dieselben Inseln traf: „Der Taifun raste über die Visayas und soll Tacloban, die Hauptstadt der Insel Leyte, praktisch völlig zerstört haben. Ebenso soll er enormen Schaden und Verluste an Menschenleben über Capiz, die Hauptstadt der Provinz Capiz, gebracht haben.“³ 15.000 Menschen wurden damals als tot oder vermisst gemeldet. Wie es damals war, ist es auch heute: Das Leben muss weitergehen. Und was für Samar und Leyte gilt, gilt

auch für den Rest der Philippinen, wo sich verheerende Desaster häufen, seien es Taifune oder Erdbeben, Überflutungen oder Erdbeben. Immer gibt es ein Leben nach der „Apokalypse“.

II. Den Ort der Apokalypse bestimmen

James Berger unterscheidet drei Bedeutungen des Wortes „Apokalypse“.⁴ Die *erste* bezieht sich auf unsere „Fantasien vom Weltende“, wie sie etwa im Buch der Offenbarung beschrieben werden, in den millenarischen Bewegungen des Mittelalters oder in Hollywood-Filmen über das atomare Harmagedon. Die *zweite* deutet auf tatsächliche Katastrophen hin, „die Ähnlichkeit mit dem fantasierten Weltuntergang haben“. Die Menschen halten diese tatsächlichen Ereignisse für reale Enden, Brüche oder definitive Dreh- und Angelpunkte, die das, was vorher war, von dem, was danach geschieht, scheiden. Der Holocaust oder Hiroshima sind augenfällige Beispiele dafür, und die Geschichte wird in dieser Perspektive so verstanden, dass sie zu diesen Ereignissen hinführt oder von ihnen ausgeht. Die *dritte* Bedeutung von „Apokalypse“ bezieht sich ebenfalls auf die „interpretativ erklärende Funktion“ dieser Ereignisse. Ein neues Weltverständnis entsteht daraus, oder ein neuer Wirklichkeitssinn wird offenbart, aufgedeckt, enthüllt – was uns zu den etymologischen Wurzeln von „Apokalypse“ zurückführt. „Die Apokalypse“, so fasst Berger zusammen, „ist also das Ende oder ähnelt dem Ende oder erklärt das Ende.“⁵ Der „Ground Zero“ des Taifuns Haiyan kann demnach als Apokalypse in der zweiten Bedeutung des Wortes betrachtet werden. In der schweren Zeit danach schlagen sich die Menschen mit der dritten Bedeutung herum: „Was will uns diese Katastrophe sagen?“

Haiyan schreibt man die Enthüllung vieler Dinge zu, die verschiedene Gruppen ebenfalls aufzudecken versuchen. Einige Tage nach dem Taifun sagte ein katholischer Bischof zur Presse, dass unsere „gottlosen Gesetze“ diese Desaster verursacht hätten: „Wir sollten ihn [Gott] nicht vergessen. Wir haben ihn in jenen Momenten vergessen, als wir Gesetze machten, die nicht dem Willen Gottes entsprechen. Wenn wir uns also gegen Gott stellen, begeben wir uns in Gefahr.“⁶ Der Bischof bezog sich auf das kurz zuvor verabschiedete Gesetz zur Fortpflanzungsmedizin, das die staatliche Förderung von Verhütungsmitteln legalisierte. Politiker von entgegengesetzten Enden des ideologischen Spektrums verwandten viel Sendezeit darauf, die jeweils anderen zu beschuldigen, die Probleme zu verursachen oder zu verschlimmern. Einige Verschwörungstheoretiker haben die Bühne ebenfalls betreten: Es häufen sich die Web-Seiten, die behaupten, der Taifun Haiyan sei von menschengemachten Mikrowellenimpulsen verursacht worden, die so manipuliert wurden, dass die Philippinen getroffen würden. Während diese scheinbar sachkundigen Leute (d.h. die religiös-politisch-wissenschaftlichen Autoritäten) die Vergangenheit nach einer „Offenbarung“ durchsuchen (als könne die zusammengenommene Vergangenheit jemals eine teleologische Erklärung eines apokalyptischen Ereignisses liefern), sehen die Menschen

„vor Ort“ in die entgegengesetzte Richtung: auf das, was folgt, auf den Tag danach, auf die Post-Apokalypse.

Wie es sich mit den Menschen vor Ort verhält, so verhält es sich im Allgemeinen auch mit den apokalyptischen Schriften. Berger geht davon aus, dass „fast jeder apokalyptische Text ein Paradox enthält. Das Ende ist niemals das Ende. Der apokalyptische Text verkündet und beschreibt das Ende der Welt, aber damit endet der Text nicht, und ebenso wenig tut es die im Text dargestellte Welt, und auch nicht die Welt selbst. In fast jeder apokalyptischen Darstellung bleibt etwas nach dem Ende ... Etwas bleibt übrig, und die Welt nach dem Weltende, die Post-Apokalypse, ist üblicherweise der wahre Interessensgegenstand des apokalyptischen Schriftstellers.“⁷

Wie die Kritik des Johannes an Babylon ist alles apokalyptische Denken eine Kritik am gegenwärtigen Zustand der Welt - und gleichzeitig eine Ankündigung ihres Endes. Jedoch ist sie auch Ausdruck der Sehnsucht nach einer Zeit nach dem Ende, nach „einem neuen Himmel und einer neuen Erde“ oder einem nachatomaren kargen Brachland, auf dem neues Leben entstehen kann. Der Jerusalemer Tempel wurde zerstört, und das Leben setzte sich fort. Das Römische Reich ging zu Ende, und das Leben ging weiter. So war es auch mit dem Holocaust, den Weltkriegen, dem Super-Taifun usw. Das Leben findet seinen Ort in der Zukunft, im „Danach“. Mit anderen Worten: Das Ende ist nie angekommen, etwas ist übrig geblieben, nämlich die post-apokalyptischen Trümmer oder eine transformierte Welt.

Die apokalyptische Denkweise unterscheidet sich allerdings von der teleologischen oder evolutionären Weltansicht. Während das Teleologisch-Evolutionäre auf das unausweichliche Ende als das kumulative Ergebnis seiner Vorwärtsbewegung blickt, ist das Apokalyptische die völlige „Unterbrechung“ der Geschichte, um einen Ausdruck von Johann Baptist Metz zu gebrauchen.⁸ Solange die Erwartung des Gottesreichs auf einem Verständnis von Zeit als einem „homogenen überraschungsfreien Kontinuum“ basiert, kann es zu allem kommen, nur nicht zu jenem Moment, in dem „der Messias in die Geschichte eintritt“⁹. Das Apokalyptische ist eine Offenheit für das Kommen des Messias. Während das teleologisch-evolutionäre Denken sich eines guten Endes als „Gipfelpunkt und Auflösung“ der Geschichte sicher ist (Fukuyama denkt so und mit ihm alle modernistischen Meta-Narrative), ist sich das apokalyptische Denken niemals des Kommenden gewiss. Zweifel und Furcht, geboren aus der Erfahrung, lauern tief im Inneren, und Hoffnung findet sich nur in der Verheißung eines getreuen Gottes.

Daniel Franklin Pilario CM ist Professor und Dekan an der St. Vincent School of Theology, in Quezon City, Philippinen. Veröffentlichungen u.a.: Back to the Rough Grounds of Praxis (Leuven 2005); Mediations in Theology (als Mitherausgeber, Leuven 2003); PCP II Twenty Years After (Quezon City 2014). Zu seinen Forschungsgebieten zählen die theologische Anthropologie, Inkulturation, der interreligiöse Dialog, die Methoden der Theologie und soziopolitische Theorien. Er ist Gründungsmitglied und ehemaliger Präsident der Katholischen Theologischen Gesellschaft der Philippinen (DAKATEO). Anschrift: St. Vincent School of Theology, Adamson University, 221 Tandang Sora Ave., P.O. Box 1179, 1151 Quezon City, Philippinen. E-Mail: danielfranklinpilario@yahoo.com.

In den Wochen nach dem Taifun rannten ganze Dörfer die Hügel hinauf, sobald es stärker regnete oder wenn jemand aus reiner Bosheit „Tsunami!“ rief. Was dem Ende folgt, ist „unwissbar“ und „unsagbar“. Die Menschen am „Ground Zero“, besonders diejenigen, die Angehörige verloren haben, könnten niemals ganz artikulieren, was sie wirklich erlebt haben. Alte Beschreibungen von Taifunen treffen die Sache nicht mehr, und schon gar nicht die verheerenden Auswirkungen auf ihr Leben. Wenn sie danach gefragt werden, schweigen die Überlebenden nur oder blicken ausdruckslos vor sich hin. Was die Menschen aber umfassend artikulieren, ist das, was danach kommt: dass das Leben weitergehen soll, wie unsicher es auch immer sein mag. Wenn die Apokalypse auch große Angst in die Herzen brachte, so gewährte sie doch eine gewisse, tiefe Hoffnung, dass die früheren hegemonialen Narrative - religiöser, politischer, wissenschaftlicher Art, die die Welt mit ihrer monströsen Prognose eines „ruhmreichen Endes“ (die sie nur zu Opfern machte) bestimmten - sie nicht wieder beherrschen würden. Niemand hat Gewissheit darüber, was die Zukunft bringt, doch das „Danach“ öffnet das Leben in Richtung einer humaneren Welt mit neuen befreienden Möglichkeiten. Es ist diese „zerbrechliche Hoffnung“, in der das Leben in der (Post-)Apokalypse weitergeht.

III. (Post-)apokalyptischer Geist vor Ort

Während der Weihnachtszeit bot ich dem Gemeindepfarrer von San Antonio/Basey, auf West-Samar - einer der am schlimmsten getroffenen Küstenstädte - an, ihm beim Zelebrieren der Früh- und Abendmessen (der neuntägigen *Misa de Gallo* in der philippinischen Tradition) in allen Gebieten seiner Gemeinde auszu- helfen. Tagsüber hatte ich Zeit, mit den Menschen in ihren Zelten und Not- unterkünften zu sprechen oder eine Gruppe von Nonnen bei ihrer Arbeit mit Bauern und Fischern zu unterstützen. Im Folgenden gebe ich einige der Narrative wieder, die ich am Ground Zero gehört, gelesen, gesehen oder gefühlt habe. Sie sind für mich ebenfalls konkrete Ausdrucksformen einer (post-) apokalyptischen Spiritualität.

Gottes Abwesenheit und Solidarität im Schmerz

„Wo war Gott, als Haiyan kam?“ Von Dunkelheit eingehüllt, kommt man nicht umhin, sich diesen nagenden Fragen zu stellen: „Wenn Gott allmächtig ist, wo ist er oder sie in all diesen Geschehnissen? Warum ist es gerade uns passiert?“ Das sind Fragen, die die klassische Theodizee schon vor langer Zeit zu beantworten versucht hat. Die, mit denen ich redete, hatten keine Scheu, diese Fragen erneut zu stellen. Zugleich kann man, wenn man ihre tränenreichen, mit zitternder Stimme vorgebrachten Erzählungen hört, ihre zerbrechliche Hoffnung spüren. Es sei wahr, Gott war nicht mächtig genug, den Sturm aufzuhalten. Aber er oder sie wurde zu einem Gott der Liebe, nun im Leiden mit ihnen verbunden, zu jemandem an ihrer Seite, auch wenn die Dinge noch sinnlos erscheinen. Als alles davonge-

schwemmt wurde, waren es die religiösen Standbilder und Rosenkränze, an denen sich die Menschen im Wortsinne festhielten. Für viele waren dies die einzigen Dinge, die sie aus den Fluten gerettet hatten. Weil von der Gemeindekirche nur eine nachgebende Wand übriggeblieben war, kehrten sie mit den kopfloren Statuen ihrer Heiligen zum Altar zurück und nahmen das Gebet inmitten der Trümmer wieder auf. Bei einer Messe am Sonntag nach dem Sturm fragte eine der überlebenden Frauen: „Wenn da kein Gott ist, wer ist dann da?“ Eine andere Frau, die noch auf der Suche nach ihrer alternden Mutter war, hielt sich unbeirrbar fest an ihrem Glauben an einen Gott, der niemanden im Stich lässt: „Ich weiß, Gott wird mich zu meiner Mutter führen. Er ist unsere einzige Hoffnung.“

Während dieser Früh- oder Abendmessen, die wir zusammen feierten, versammelten sich die Leute einfach in ihren kalten, dachlosen Kapellen, warteten in der Dunkelheit mit flackernden Kerzen oder Taschenlampen, oft auch im Regen. Man konnte noch ihre Ängste und ihr Leiden in ihren trauervollen Blicken spüren. Aber sie gingen nicht weg. Sie fuhren fort mit ihren Gebeten und Liedern. Der Gott der Solidarität mit ihnen war nahe, und ganz besonders im Augenblick des Schmerzes und Verlusts. Liebe und Solidarität, so schreibt Metz, erinnern „nicht nur das Gelungene, sondern das Zerstörte, nicht nur das Verwirklichte, sondern das Verlorene“ und wenden sich so „gegen die Sieghaftigkeit des Gewordenen und Bestehenden: gefährliche Erinnerung“¹⁰. Wie die Leute da standen, wurde ihr Glaube zu einer brennenden Anklage gegen die Gleichgültigkeit und Selbstzufriedenheit der ganzen Welt, auch gegen die in meinem eigenen Herzen.

Zerbrechliche Hoffnung und trotziger Überlebenswille

Bevor das Telefonnetz wiederhergestellt war, schrieben die Überlebenden Nachrichten auf kleine Zettel, die mit Hilfe von TV-Ausrüstung auf große Leinwände projiziert wurden. Die allgemeine Botschaft dieser Zettel war sehr anrührend – und sie war mutig: „Macht euch keine Sorgen, wir sind am Leben!“ Sogar als es noch gar nichts gab und alles unsicher war (Hilfsgüter waren noch nicht in Sicht; es gab keine Dächer, die Schutz vor dem Regen böten, Angehörige wurden noch vermisst, viele andere waren schon tot, aber noch nicht begraben; es gab keine Elektrizität, keine Lebensmittel, kein Wasser; überall war Dunkelheit), fanden diese schwer geschlagenen Menschen die Kraft, ihren Familien und Freunden, deren Lage viel besser war, zu versichern, dass sie sich nicht zu sorgen brauchten. Die Journalisten aus aller Welt konnten nur staunen. „Können Sie sich vorstellen, welche Kraft es braucht, mit dem Schock zurechtzukommen, am Leben zu sein, auf der Straße zu schlafen neben den Leichnamen Ihrer toten Kinder? Können Sie sich diese Kraft vorstellen? Ich kann es nicht. Und ich habe diese Kraft tagein, tagaus auf den Philippinen erlebt“, sagte der CNN-Reporter Anderson Cooper mit brechender Stimme.

Diese zerbrechliche, aber trotzige Hoffnung zeigte sich in der Kraft der Überlebenden, in ihrem Humor und ihrer Kreativität. Anstelle tiefer Verzweiflung sieht man hier ein Lächeln oder da eine winkende Hand. Ein Brett an einem Baum vor den Überresten einer kleinen Hütte kündigt den Hilfsmannschaften an: „Wir

brauchen Haus und Grund, einen Wagen, einen Swimmingpool!“ Ein kleiner Scherz ist ein Zeichen für den äußersten Überlebenswillen – und auch für Einfallreichum. Ein bisschen Sperrholz und ein Metallring, aus dem Schutt gezogen, ergeben einen behelfsmäßigen Basketballplatz, damit die Kinder wieder spielen können. Ein alter Kühlschrank ersetzt ein verlorenes Boot, um wieder fischen gehen zu können. Ein Friseur in einem kleinen Ort begann wieder mit dem Haarschneiden in seinem Laden ohne Dach. Er sagte, auch wenn es noch keine Häuser gebe und nur spärlich Nahrungsmittel einträfen, würden die Leute doch wenigstens wieder gut und gepflegt aussehen. Eine Gruppe von Müttern begann, gemeinsam die kommunalen Anlagen zu bepflanzen. Als nach ein paar Wochen die Pflanzen zu sprießen begannen, dienten sie als Fanal der Hoffnung, das alle sehen konnten.

In einem jener Gesprächskreise stellte ich einer Gruppe von Bauern und ihren Ehefrauen die Frage: „Was kommt als nächstes – nach Yolanda?“ „Wir müssen zurück auf unsere Höfe gehen“, antworteten sie ganz einfach. Und da es am Weihnachtstag regnete, begannen einige Bauern mit der Bepflanzung ihrer Felder. Als ich sie aus der Ferne betrachtete, sagte ich mir: „Keine Engel kamen hernieder und sangen ‚Halleluja‘, aber Jesus ist heute hier geboren.“

Nachfolge und Mitleiden

Ein Marine-Angehöriger versah seinen Dienst auf der abgelegenen Insel Mindanao. Vor ein paar Tagen hatten ihn seine Kinder angerufen und gefragt, wann er nach Hause komme und ob er etwas von ihren Leibspeisen mitbringen könne. Er hatte gehört, dass Yolanda seine Heimatstadt schwer beschädigt hatte. Er eilte nach Hause mit einigen Lebensmitteln. Bevor er sein Haus erreichte, sagten ihm seine Nachbarn, dass seine drei Kinder gestorben waren und dass seine Frau in diesem Augenblick zu deren Beerdigung auf dem Friedhof war. Aus schierer Verzweiflung wollte er das ganze Essen, das er für sie gebracht hatte, wegwerfen. Doch er tat es nicht, denn er machte sich klar, dass viele andere Nachbarn und ihre Kinder nichts zu essen hatten.

Wir hörten auch von einem Hubschrauberpiloten, der es nicht ertragen konnte, dass Tausende unter Hunger litten, während so viele Hilfsgüter noch nicht ausgeliefert worden waren. Ganz für sich entschied er, mit seinem Helikopter loszufiegen und die Lebensmittel über Freiflächen abzuwerfen, wo Überlebende sein mussten. Diese Aktion hätte ihn um seinen Job bringen können. Er nahm es in Kauf. J. B. Metz erinnert uns: „Das apokalyptische Bewusstsein steht nicht primär unter dem Aspekt der Bedrohung und der lähmenden Katastrophenangst, sondern unter dem der Herausforderung zur praktischen Solidarität mit den ‚geringsten Brüdern‘, wie es in der kleinen Apokalypse des Matthäus-Evangeliums heißt.“ Denn der „christliche Gedanke der Nachfolge und der apokalyptische der Naherwartung gehören unbedingt zusammen“¹¹.

¹ Philippine Star, 3. Januar 2014, siehe unter www.philstar.com/nation/2014/01/03/1274753/yolanda-death-toll-climbs-6166 (abgerufen am 1. 3. 2013).

² Vgl. The Barrier Miner, 12. Januar 1898, siehe unter www.westernpacificweather.com/wp-content/uploads/2013/11/haiyan-barrierminer.jpg (abgerufen am 1. 3. 2013).

³ The Washington Herald, 30. November 1912, siehe unter www.westernpacificweather.com/wp-content/uploads/2013/11/haiyan-washingtonherald.jpg (abgerufen am 1. 3. 2013).

⁴ James Berger, *After the End: Representations of Post-Apocalypse*, Minneapolis, MN 1999, 5. Vgl. auch Teresa Heffernan, *Post-Apocalyptic Culture: Modernism, Post-Modernism and the Twentieth Century Novel*, Toronto 2000; Paul Fiddes, *The Promised End: Eschatology in Theology and Literature*, London 2000.

⁵ Ebd.

⁶ „Lipa Archbishop: Ungodly laws cause disasters,“ 20. November 2013, siehe unter www.abs-cbnnews.com/nation/regions/11/20/13/lipa-archbishop-ungodly-laws-cause-disasters (abgerufen am 1. 3. 2013).

⁷ Berger, *After the End*, 5-6.

⁸ Johann Baptist Metz, *Glaube in Geschichte und Gesellschaft. Studien zu einer praktischen Fundamentaltheologie*, Mainz ⁵1992, 166.

⁹ Ebd., 170.

¹⁰ Ebd., 166f.

¹¹ Ebd., 177, 176.

Aus dem Englischen übersetzt von Norbert Reck